

Über das Gestikulieren der Neapolitaner

Dieter Richter

Gestisch-mimisches Sprechen – als ein die gesprochene Sprache entweder begleitendes oder ersetzendes Tun – ist eine sehr alte menschliche Kommunikationsform: ein paralinguistisches System, dessen Beherrschung uns ähnlich in Fleisch und Blut übergegangen ist wie das linguistische selber. Allenfalls im Umgang mit Menschen aus fremden Kulturen können bei Gebrauch des vertrauten semantischen Codes Irritationen entstehen; in der Tat ist non-verbale Kommunikation seit einiger Zeit im Kontext von ›Transkulturalität‹ auf ein gewisses Interesse gestoßen.

Dabei ist diese Form des Sich-Artikulierens, wenngleich im Grunde selbstverständlich, so doch vom Standpunkt des herrschenden Persönlichkeitsideals aus verpönt. ›Mit Händen und Füßen zu sprechen‹ gilt als unfein. Ältere Leser werden sich vielleicht noch an die durch Bernstein und Oevermann ausgelöste »soziolinguistische« Debatte um den »elaborierten« und den »restringierten« Code erinnern (vgl. Bernstein 1972; Oevermann 1970), die in den reformfreudigen 1970er Jahren die germanistischen Seminare füllte. Als ein Kennzeichen des »restringierten« Codes (also des sprachlichen Niveaus der »unterprivilegierten« Schichten) galt damals die non-verbale, also gestisch-mimische Unterstützung der gesprochenen Sprache.

Die Polemik der Eliten gegen das Fuchteln und Wedeln, das Grimassieren und Fratzenschneiden hat eine lange Tradition. Sie begleitet den »Prozess der Zivilisation«, in dem es historisch ja auch um den fortschreitenden Prozess der Ruhigstellung der Körper ging. Die Debatte spitzt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu, als die Regeln »gesitteten Betragens« im Kanon bürgerlicher Selbstdarstellung (und Abgrenzung gegenüber den Unterschichten) immer wichtiger werden. Zu diesen Regeln gehörte auch die »Kunst, sich bestimmt, fein, richtig, kernig, nicht weitschweifig auszudrücken«, wie es in Knigges *Über den Umgang mit Menschen* heißt:

»Dabei soll man sein Äußeres studieren, sein Gesicht in der Gewalt haben, nicht grimassieren, und wenn wir wissen, daß gewisse Mienen, zum Beispiel beim Lachen, unsrer Bildung ein widerwärtiges Ansehn geben, diese zu vermeiden suchen. Der Anstand und die Gebärdensprache sollen edel sein; man soll nicht bei unbedeuten-

den, affektlosen Unterredungen wie Personen aus der niedrigsten Volksklasse mit Kopf, Armen und anderen Gliedern herumfahren« (Knigge 1977 [1788]: 62).

In der gleichen Zeit entdecken die philanthropischen Erzieher und Ärzte den Körper des Kindes als Objekt besonderer Pflege und Erziehung, propagieren eine bestimmte gemessene Körperhaltung, polemisieren gegen das Hampeln und Zappeln, wilde und ausfahrende Bewegungen, ein unkontrolliertes Mienenspiel. Und die aufblühende pädagogische Exempelliteratur warnt in moralischen Erzählungen vor den bösen Folgen »unschicklichen« Verhaltens (vgl. Richter 1989: 41f.). Auch in der Folgezeit wird die Kinder- und Jugendliteratur ein wichtiges Medium bei der Propagierung eines Körperbildes sein, in dem es um das Ideal der Affektkontrolle und damit auch die Zügelung von Mimik und Gestik geht.

Die Sprache der fünf Finger

Es wundert nicht, dass in einer Epoche, in der ein solches Körperideal in der bürgerlichen Kultur an Boden gewinnt, abweichendes Verhalten auffällt und zum Gegenstand besonderer Neugier wird. Und hier kommen die Neapolitaner ins Spiel. Europäische Reisende, die im 18. und 19. Jahrhundert in wachsender Zahl die Stadt am Golf besuchen, registrieren erstaunt, dass hier die Kommunikation von Regeln geprägt ist, die im Norden längst obsolet geworden waren. »In Neapel wird alles durch Pantomimen ausgedrückt«, schreibt etwa Charles Dickens, der 1845 die Stadt besuchte, und er gibt in seinen *Pictures from Italy* eine Reihe von Beispielen für die »reiche Sprache der fünf Finger«, wie er sie bei den Neapolitanern beobachtet habe (Dickens 1903: 361; Dickens 1981: 274f.). Kaum ein Reisender der *Grand Tour*, der sich ausführlicher auf die lokale Lebensweise einlässt, verzichtet auf derartige Bemerkungen; Ausführungen zur Gebärdensprache der Neapolitaner werden zum Topos der Reiseliteratur. Die Beschreibungen weiten sich dabei manchmal zu längeren Abschnitten aus, vor allem bei Autoren, die in der Tradition der Romantik nach der ›Wesensart‹ des neapolitanischen Volkes suchen.

»Der Neapolitaner übertrifft an Lebhaftigkeit der Rede und Geberden alle Italiener, ja sogar den Sicilianer, der weniger durch Bewegungen der Glieder, als mit den Augen spricht. Er geht jedoch dabei leicht über die Grenze des Schönen hinaus. Wie unsere Juden zieht er im Gespräche die Schultern hoch empor, schneidet Gesichter, sägt mit den Händen in der Luft, schlägt und stampft mit den Füßen, quikt und kräht in der Fistel. Bei der einfachsten Erzählung macht er sonderbare Zeichen; so schütelt er z.B. die Fingerspitzen der einen Hand heftig mit der andern [...] Sogar die kleinen Kinder gestikulieren schon wie die Alten; es ist eine Freude es anzusehn« (Mayer 1840: 260).

So der Oldenburger Gymnasialprofessor Karl August Mayer (1808-1894), der sich 1834/35 am Golf von Neapel aufhielt, über einschlägige Sprachkenntnisse verfügte, sich in seinem Buch *Neapel und die Neapolitaner* (1840) um eine ausführliche Darstellung

der lokalen Lebensverhältnisse bemühte und dabei auch der »Geberdensprache« ein ausführliches Kapitel widmet. Er beschreibt nicht weniger als 45 eigentümliche Gebärden (von denen die meisten auch heute noch praktiziert werden) und stellt daraus regelrechte stumme Dialogszenen zusammen – ein Verfahren, das bei anderen Autoren bis an die Grenze des Denkbaren strapaziert wird (vgl. Rehfuës 1808: 119-121; Kellner 1889: 1ff.). »Von einem Hause zum andern unterhalten sie sich ohne den Mund zu öffnen«, heißt es etwa in Rehfuës' *Gemählde von Neapel und seinen Umgebungen* von 1808 (Rehfuës 1808: 119).

Szenen aus dem Tollhaus

Bei der Frage nach den Ursachen und dem ›Sinn‹ des exotischen Zeichensystems schieden sich allerdings die Geister. Als der Berliner Regierungsassessor Gustav Nicolai im Sommer 1833 in Neapel von einer Schar von Bettlern verfolgt wird, bemerkt er:

»Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt lassen, daß den Italienern die Gewohnheit, durch Zeichen zu sprechen, eigentümlich ist. Diese Zeichen sind aber so unnatürlich, daß man sie nicht verstehen kann. Die Hand wird vor dem Gesicht langsam hin- und herbewegt, und dabei fächern sich die Finger mit außerordentlicher Schnelligkeit aus einander oder krümmen sich zusammen, oder die Finger beider Hände haken sich ineinander. Denkt man sich nun, daß derjenige, der die Zeichen macht, schweigend die listigen, durchdringenden Augen auf den heftet, dem er sich verständlich machen will, und daß die Bewegung der Arme und Hände nicht willkürlich, sondern krampfartig zu sein scheint, so wird man nicht zweifeln, daß man einen Tollhäusler, von dem man jeden Augenblick an der Gurgel gepackt werden kann, vor sich zu sehen wähnt. Einer von uns bemerkte vielleicht noch richtiger, diese Zeichen der Italiener glichen einer geheimen Gauner- und Diebessprache« (Nicolai 1835: 319).

Nicolai, naiver Vertreter eines grundvernünftigen Fortschrittsglaubens, kann das Gestikulieren und Grimassieren der Neapolitaner nur als Szenario aus einem Tollhaus verstehen. Wer sich so artikuliert, muss verrückt oder krank sein. Die unkontrollierte Mimik, Symptom bestimmter psychiatrischer Krankheitsbilder, grenzt hier den, der sie zur Schau stellt, aus dem Kreis der Gesunden, der Normalen aus. Und: Sie macht dem reisenden Bürger Angst. Allenfalls als eine Art von gestischem Rotwelsch mag der Autor das Fuchteln und Gestikulieren gelten lassen.

So drastisch äußern sich andere Reisende nicht (Gustav Nicolai war ein ausgesprochen italo-phober Italien-Besucher); dennoch klingt in vielen Berichten Befremden gegenüber dem »unzivilisierten« Fuchteln und Grimassieren der Neapolitaner an. Und es ist selten, dass ein Autor, wie der Königsberger Arzt Hermann Friedländer (1790-1850), der in seinem Reisebericht, ähnlich wie Goethe, die Neapolitaner gegen den Vorwurf der Faulheit verteidigt, deren Körpersprache der »Stimme der Natur« zuschreibt, weshalb sie »keinen Vorwurf« verdiene, im Gegenteil:

»Das rege, ausdrucksvolle Mienenspiel, der rasche Wechsel der Gebärden, Stellungen, Bewegungen, wodurch der ganze Körper in ein Sprachorgan verwandelt wird, ist für den Beobachter nicht nur höchst ergötzlich, sondern auch psychologisch interessant« (Friedländer 1820: 246).

Die Mimik der Alten

Vermutlich waren es die im Norden umlaufenden negativen Urteile, die den neapolitanischen Kanoniker Andrea de Jorio dazu bewogen haben, ein umfangreiches Opus herauszubringen, das den Titel trägt *La mimica degli antichi investigata nel gestire napoletano* (Die Mimik der Alten, aufgespürt im neapolitanischen Gestikulieren). De Jorio widmet das Buch dem preußischen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV., der im November 1828 Neapel besucht hatte und er wirbt darin um Verständnis bei »jenen, die, als in entfernteren Gegenden geboren, wegen der dortigen Kälte und gemessenen Umstände dem Gestikulieren mehr oder weniger fremd sind« (De Jorio 1832: V). Das ist höflich ausgedrückt, die Argumentation bemüht die zeitgenössische Klimatheorie, wonach die Kälte eine »zusammenziehende« Wirkung auf die Nervenfasern habe (vgl. Richter 2009: 127-129), aber die Tendenz der Argumentation ist klar: De Jorio bemüht sich um die Nobilitierung der von nordeuropäischen Besuchern als vulgär verurteilten Gestensprache, und er tut es, indem er deren »perfekte Übereinstimmung mit derjenigen der Alten« (De Jorio 1832: V) – also der Griechen und Römer – postuliert. De Jorio untersucht zu diesem Zweck figürliche Darstellungen auf antiken Vasen aus Pompeji und Herkulaneum, zieht außerdem literarische Belegstellen antiker Autoren heran und findet die dort abgebildeten oder beschriebenen Gesten »den unseren ganz ähnlich« (De Jorio 1832: V). De Jorio bezieht sich dabei auch auf Johann Jakob Engels *Ideen zu einer Mimik* (1804), der dort den Gebärdenreichtum der Italiener als vorbildlich dargestellt hatte – allerdings nur für den Schauspieler (vgl. Engel 1804: 105f.; De Jorio 1832: XIX).

Die Neapolitaner als Nachfahren der illustren Bewohner der *Magna Graecia*: Das war in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein weitverbreitetes Muster der Wahrnehmung. Die Reisenden der *Grand Tour* begeisterten sich in Neapel an den »griechischen Physiognomien« oder der edlen Nacktheit klassischer Knabenkörper. De Jorios Argumentation, nun auch im Gestikulieren nichts weniger als ein Erbe Großgriechenlands zu entdecken, entbehrte also nicht des Sinns, war in jedem Fall eine geschickte Strategie der Verteidigung des Mezzogiorno gegenüber jenen, die »unser einfaches Volk der Ignoranz zeihen wollen« (De Jorio 1832: XII).

Mit De Jorio tritt, gegen die antizivilisatorische Verurteilung der Zeichensprache (à la Nicolai), die historisch-genetische Betrachtungsweise auf den Plan, d.h. die Frage nach den Ursprüngen eines solchen Verhaltens. Diese Betrachtungsweise dominierte bekanntlich im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Verständnis von populären Traditionen insgesamt. Feste und religiöse Riten wurden mit Vorliebe aus paganen Ursprüngen hergeleitet, Süditalien galt als das Land eines nur oberflächlich überformten archaischen Heidentums – eine Interpretation, mit der sich Hauschild im-

mer wieder kritisch auseinandergesetzt hat, ohne doch deren große Kraft und Bedeutung für die Konstitution einer ›positiven‹ meridionalen Identität zu verkennen (vgl. Hauschild 1986: 19f.; Hauschild 1985: 239f.). Auch De Jorio's These geht von der Kontinuität kommunikativer Phänomene aus. Sie verteidigt das Gestikulieren der Neapolitaner gegen dessen Verächter aus dem Norden, nobilitiert die Zeichensprache durch die antike Tradition und genießt daher nicht ohne Grund bis heute im Süden Sympathie (vgl. Munari 1997 [1994]: 15f.; Paura/Sorge 1998: 3).

In der Tat ist die »lange Dauer« (Braudel o.A.) einzelner Zeichen evident. Das betrifft etwa die phallisch-apotropäischen Gesten der »Hörner« [Zeigefinger und kleiner Finger ausgestreckt, D.R.] und der »Feige« [Daumen zwischen Zeigefinger und Mittelfinger, D.R.], deren Gebrauch aus Pompeji und Herkulaneum vielfältig belegt ist. Ähnliches gilt für die Geste der *vase a pizzechille*, der »Hand-Wangen-Küsse« [mit der geschlossenen Hand die Wange des Gegenübers berühren und leicht reiben, D.R.]. Bei der Suche nach Kontinuitäten wäre allerdings außer an die griechisch-römische auch an die arabisch-orientalische Zivilisation zu denken, die Unteritalien seit dem 10. Jahrhundert stark beeinflusst hat. Die (nach meiner Beobachtung inzwischen verschwundene, früher häufige) Geste der »Verneinung« [Kopf nach oben heben, D.R.] ist beispielsweise auch im östlichen Mittelmeerraum und im Orient verbreitet; die Geste für »Hunger« [Finger zum Mund führen, D.R.] auch in Nordafrika.

Wie eindrucksvoll solche historischen Kontinuitäten auch sind, so sollten sie doch den Blick nicht dafür verstellen, dass auch die Zeichensprache – wie jedes sprachliche System – in beständiger Bewegung begriffen ist, dass also auf der Basis sehr alter (gleichsam ›grammatischer‹) Strukturen der Sprache die Sprecher immer wieder neue Zeichen erfinden können. Eine heute in Neapel weit verbreitete Gebärde ist das Zeichen für »Telefonieren« [Daumen und kleinen Finger sehr schnell neben dem rechten Ohr hin- und herbewegen, D.R.]. Vor Jahren, in der Zeit, in der die Telefone noch Wählscheiben hatten, gab es für »Telefonieren« ein ganz anderes Zeichen [den ausgestreckten Zeigefinger kreisförmig um das rechte Ohr bewegen] (vgl. Munari 1997 [1994]: Einleitung). In diesem Fall hat die Zeichensprache also sehr kurzfristig sogar auf technische Veränderungen reagiert.

Die Vorzüge der Uneindeutigkeit

Die Dominanz der ›Kontinuitätstheorie‹, also die Suche nach den *Ursprüngen* der neapolitanischen Gebärdensprache, hat dazu geführt, dass – ähnlich, wie in anderen Bereichen der Volkskulturforschung – eine andere Frage kaum gestellt wurde: die nach der ›Funktion‹ dieses Systems. Warum bedient man sich der Gebärdensprache? Der oben erwähnte Karl August Mayer etwa macht den Lärm in den Straßen der Stadt für die »wunderliche Conversation« verantwortlich (Mayer 1842: 261; Kellner 1898: 20f.). Tatsächlich kann man in Bars, Restaurants und anderen Orten mit hohem Geräuschpegel die Funktion der Gebärdensprache noch heute gut beobachten, etwa in der Kommunikation zwischen Gast und Kellner. Ein Satz wie »Zwei Kaffee und anschließend die

Rechnung bitte«, lässt sich mühelos rein gestisch formulieren. Dennoch erklärt diese Auffassung doch nicht alles.

Ich möchte im Folgenden eine pragmalinguistisch argumentierende These zum Verständnis der neapolitanischen Gebärdensprache vorstellen. Sie stützt sich auf langjährige teilnehmende Beobachtung und geht vom besonderen Charakter gestisch-mischen Sprechens im Gegensatz zu anderen kommunikativen Systemen aus.

Gebärdensprache ist, anders als gesprochene oder geschriebene Sprache, wesentlich uneindeutig, plurivalent. Das macht sie zum wichtigen Instrument in Kommunikationssituationen, in denen – aus welchen Gründen auch immer – allzu direkte Festlegungen und ›harte‹ Präzisierungen mit Absicht vermieden werden sollen. Die Gründe dafür können Zurückhaltung, Vorsicht, Misstrauen, Angst gegenüber dem Gesprächspartner sein (eine Haltung, wie sie ein Teil der Mittelmeer-Ethnologie sogenannten ›bäuerlichen Gesellschaften‹ als Wesensmerkmal zuschreibt), ebenso gut aber auch die Lust am Sprachspiel, am Pathos und an der Selbstdarstellung.

Die Linguistik geht in der Regel davon aus, dass die Funktion der Sprache darin besteht, dass sich ein Sprecher A gegenüber einem Sprecher B verständlich machen möchte und zwar im Idealfall eindeutig. Uneindeutig übermittelte Botschaften gehören danach in die Kategorie der kommunikativen Störungen. Der mimisch-gestischen Sprache hingegen sind solche Plurivalenzen inhärent, sie gehören geradezu zu ihrem Wesenskern.¹ Schon das oben angeführte, simple Zeichen für »Telefonieren« kann ja mehreres bedeuten: »Ruf mich an« – »Ich ruf dich an« – »Wir sollten mal wieder telefonieren«. Noch wesentlich komplizierter wird es bei einer archaischen Gebärde, wie »jemandem die Feige weisen« (*fare la fica*), die mindestens drei ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann (vgl. De Jorio 1832: 155ff.; Liebrecht 1846: 266f.). »Man meidet das Definitive, Geprägte«: Wenn dies, mit den Worten von Benjamin, zur »Porosität« Neapels gehört (Benjamin/Lazis o.A.: 309, 316), dann ist die Gebärdensprache deren perfekter stilistischer Code.

Die Plurivalenz der Gebärdensprache macht sie natürlich zu einem hervorragenden Instrument in Situationen, in denen man etwas ›nicht beim Namen nennen‹ möchte. So gut wie niemand, der in Neapel von der *Camorra* oder der *Mafia* spricht, gebraucht einen dieser Begriffe. Stattdessen greift man zu sprachlichen Umschreibungen oder zu vielsagenden (aber eben nicht ›alles‹ sagenden) Gesten. Es ist sicher kein Zufall, dass zahlreiche Gebärden in die Kontexte krimineller Milieus oder Praktiken gehören: »Stehlen/Unterschlagen« [die 5 Finger der Hand fächerartig vor dem Gesicht bewegen, D.R.²] – »Einem etwas heimlich (*sotto banco*) zukommen lassen« [die flache rechte Hand bewegt sich unter der flachen linken Hand nach vorne, D.R.] – »Überführt/inhaftiert sein« [übereinander gelegte Fäuste wie in Handschellen, D.R.] – »Einem an den Kragen gehen/Ermorden« [Zeigefinger quer über den Hals bewegen, D.R.]. Die Gebärden, gerade solche mit ›schwerwiegender‹ Bedeutung, können dabei durchaus

1 »Gesten mit einfacher Bedeutung gibt es nur sehr wenige«, heißt es schon bei Andrea de Jorio (1832: 5).

2 De Jorio zitiert die Gebärde in etwas anderer Form: Der Daumen streicht dabei von einer Schläfe zur anderen über die Stirn (1832: 317f.).

auch spaßhaft konnotiert sein, können Schmunzeln oder Lachen auslösen, und gerade dieses Changieren zwischen Scherz und Ernst, zwischen Authentizität und Zitat gehört zu ihrem uneindeutigen Charakter. Wer den Daumen der geballten Faust leicht an der rechten Wange hinuntergleiten lässt, wenn von einer bestimmten Person die Rede ist, kann damit ausdrücken, dass der Betreffende ein ausgekochter Gauner, ein Spitzbube oder einfach nur ein Schlaumeier ist. Reibt man die beiden ausgestreckten Zeigefinger aneinander, wenn man von zwei Personen spricht, kann das ›Zusammenarbeit‹ oder ›Freundschaft‹ meinen; sind die beiden aber Mann und Frau, kann die Gebärde auch bedeuten: Sie haben ein heimliches Verhältnis miteinander. *Gesagt* hat man in jedem Fall nichts; keiner könnte einen dafür belangen.

Auch Sprachtabus können respektiert werden, indem man auf gestisches Sprechen ausweicht. Die Wörter ›Tod‹ und ›sterben‹ sind in Neapel weitgehend verpönt, auch auf Todesanzeigen tauchen sie nicht auf. Fragt man im Gespräch nach jemandem, den man lange nicht gesehen hat und der Angesprochene schraubt die drei Finger der rechten Hand neben dem Kopf nach oben, so weiß man Bescheid: *non c'è più*³. (Dies ist allerdings ein eindeutiges Zeichen).

Aber nicht nur dann, wenn man etwas nicht gern ›in den Mund nimmt‹ bedient man sich in Neapel der Gebärde. Vom Vorteil der Uneindeutigkeit profitieren auch jene Gebärden, in denen der Sprecher etwas in der Schwebe lässt, weil Präzisierungen, aus welchen Gründen auch immer, nicht möglich oder nicht erwünscht sind. Die Gebärde für ›Früher‹ (also die zeitliche Vergangenheit) gehört hierher: Wer die ausgestreckte rechte Hand leicht neben dem Kopf nach hinten bewegt, kann damit den gestrigen Tag ebenso gut wie das Neapel der Bourbonenzeit oder irgendeinen vergangenen Punkt auf einer imaginären Zeitliste meinen; das Zeitverständnis ist ein anderes als das der Zeit der Uhren und der Kalender. Wem auf eine präzise Frage nicht mit ›Ja‹ oder ›Nein‹, nicht mit ›Morgen‹ oder ›Niemals‹, sondern mit einem charakteristischen Mienenspiel geantwortet wird, bei dem die Augenbrauen leicht nach oben gezogen werden, der weiß: Hier will sich einer nicht festlegen. Und wer die fünf Finger der rechten Hand spitz zusammenführt und leicht vor der Brust auf und ab bewegt, kann damit Ungeduld ebenso wie Unmut, ein »Was soll's?« oder ein »Unmöglich!« ausdrücken – und dies auf der Skala von scherzhaft bis todernst.

Sind Uneindeutigkeit und Plurivalenz die charakteristischen ›Stilmittel‹ der mimisch-gestischen Sprache, dann sind Gesicht und Hände also in bestimmten Kommunikationssituationen der Zunge nicht unterlegen (wie es die klassische Linguistik will), sondern im Gegenteil überlegen. Dann nämlich, wenn, wie in Neapel, die Sprecher Uneindeutigkeit nicht als Defizit betrachten, sondern gerade zu schätzen wissen. Dann gilt, was Herzogin Anna Amalia aus Weimar schon während ihres Aufenthalts 1789/90 im Süden an den Neapolitanern beobachtet und bewundert hat: »Ihre Gebärdensprache zeigt oft mit einem Wink mehr als Worte ausdrücken können« (von Sachsen-Weimar-Eisenach 1999 [179?]: 54).

3 Auch diese Gebärde scheint sich »modernisiert« zu haben; bei De Jorio wird dabei das »Kreuzschlagen« mit ausgestreckter Hand erwähnt (1832: 215f.).

Literatur

- BENJAMIN, Walter/Lazis, Asja: »Neapel«, in: GS IV, 1, 309.
- BERNSTEIN, Basil (1972): *Studien zur sprachlichen Sozialisation*, Düsseldorf: Schwann-Bagel.
- DE JORIO, Andrea (1832): *La mimica degli antichi investigata nel gestire napoletano*, Neapel: Stamp. Del Fibreno.
- DICKENS, Charles (1903 [1846]): *American Notes and Pictures from Italy*, London [Dtsch.: Dickens, Charles (1981): *Bilder aus Italien*, hg. v. U.C.A. Krebs, Frankfurt/Main: Bücher-gilde Gutenberg].
- ENGEL, Johann Jakob (1804): *Schriften, Bd. VII: Mimik*, Berlin (Nachdruck: 1971 Frank-furt/Main: Athenäum).
- FRIEDLÄNDER, Hermann (1820): *Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816*, Bd. II, Leipzig: Brockhaus.
- HAUSCHILD, Thomas (1985): »Mein Mezzogiorno. Religionsethnologische Feldarbeit in Süditalien«. In: *Feldforschungen: Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden*, hg. v. Hans Fischer, Berlin: Reimer, 239-262.
- HAUSCHILD, Thomas (1986): »Protestantische Pilger und katholische Körperschaften«. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 82: 1, 19-43.
- KELLNER, August (1898): *Alltägliches aus Neapel*, Leipzig: Naumann.
- KNIGGE, Adolph Freiherr von (1977): Über den Umgang mit Menschen, hg. v. Gert Ue-ding, Frankfurt/Main: Insel-Taschenbuch.
- LIEBRECHT, Felix (1846): »Über den Ursprung und die Bedeutung der Redensart ›Die Feige weisen‹«. In: *Der Pentamerone*, Bd. II, hg. v. Giambattista Basile, Breslau: Max, 266f.
- MAYER, Karl August (1840): *Neapel und die Neapolitaner*, Bd. I, Oldenburg: Schulze.
- MUNARI, Bruno (1997 [1994]): *Il dizionario dei gesti italiani*, Rom: Adnkronos libri.
- NICOLAI, Gustav (1835): *Italien, wie es wirklich ist*, Bd. I, Leipzig: Otto Wigand'sche Ver-lags-Expedition.
- OEVERMANN, Ulrich (1970): *Sprache und soziale Herkunft*, Berlin: Institut für Bildungsfors-chung der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.
- PAURA, Bruno/Sorge, Marina (1998): *Comme te laggia dicere?, ovvero l'arte gestuale a Nap-oli*, Neapel: Intra Moenia.
- REHFUES, Philipp Joseph (1808): *Gemählde von Neapel und seinen Umgebungen*, Bd. I, Zü-rich: Gessner.
- RICHTER, Dieter (1989): *Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerli-chen Zeitalters*, Frankfurt/Main: Fischer.
- RICHTER, Dieter (2009): *Der Süden, Geschichte einer Himmelsrichtung*, Berlin: Wagenbach.
- VON SACHSEN-WEIMAR-EISENACH, Anna Amalia (1999 [179?]): *Briefe über Italien*, hg. v. Heide Hollmer, St. Ingbert: Röhrig.